



Südafrika in den 90er Jahren: Milla Redelinghuys wartet auf den Tod. Durch ein Nervenleiden am ganzen Körper gelähmt, fällt es ihr schwer sich mittzueilen. Ihre schwarze Haushälterin Agaat ist bemüht, ihr jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Doch Agaat lässt die zum Schweigen verdamnte Milla auch ihre neu erworbene Macht über sie spüren. Und hat eine diebische Freude daran. Denn da ist der alte Groll über jene Frau, deren Sohn sie großzog, die ihr aber den Zugang zur Familie verwehrte. Und deren Ehemann alle drangsalierte. Zumindest darin sind sich die zwei Frauen einig. Und während Milla die letzten fünfzig Jahre Revue passieren lässt, loten die beiden die Grenzen ihrer Beziehung aus. Und nähern sich dabei Stück für Stück einander an.

MARLENE VAN NIEKERK, geboren 1954, veröffentlichte zwei Gedichtbände, eine Sammlung von Kurzgeschichten sowie den vielgepriesenen Roman »Triomf«. Der Roman wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und verfilmt. »Agaat« wurde zum preisgekrönten internationalen Bestseller und besiegelte ihren Ruf als eine der wichtigsten und einflussreichsten zeitgenössischen Autorinnen Südafrikas. Der Roman war für den renommierten International Man Booker Preis nominiert. Marlene van Niekerk lehrt Afrikaans und Niederländisch an der Universität Stellenbosch.

Marlene van Niekerk

# Agaat

Roman

*Aus dem Afrikaans  
von Stefanie Schäfer*

**btb**

Die südafrikanische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel  
»Agaat« bei Tafelberg-Uitgewers, Kapstadt.

**Die Übersetzung aus dem Afrikaans wurde mit Mitteln  
des Auswärtigen Amtes unterstützt durch litprom –  
Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und  
Lateinamerika e.V.**

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2016

Copyright © 2004 by Marlene van Niekerk

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

© Zuerst veröffentlicht in Afrikaans in Südafrika bei Tafelberg  
Publishers unter dem Titel »Agaat«, 2004

© Zuerst veröffentlicht auf Englisch in Südafrika bei Jonathan Ball  
Publisher (PYT) Ltd. unter dem Titel »Agaat«, 2006

© Zuerst veröffentlicht in England bei Little, Brown unter dem Titel  
»The Way of the Women«, 2007

Englische Übersetzung © Michiel Heyns and Marlene van Niekerk, 2006

Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach dem Entwurf  
von Elsa Wohlfahrt Larsson

Foto © sygma/corbis/scanpix

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

SK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71327-1

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de!](http://www.transatlantik.de!)

Für Lou-Marié



»Diese neue Sammlung ist bestrebt, das Wachstum, die Leidenschaft und die Weite der Volksseele zum Ausdruck zu bringen. Möge jenes undefinierbare Element – die Kraft und der Geruch von Blut und Boden dieses Südländes – darin fühlbar und spürbar werden, dann wird die Nation es in ihr Herz schließen und als ihr Eigen annehmen.«

aus der Einleitung zur ersten Ausgabe der Volksliedersammlung *FAK-Volksanbündel*. H. Gutsche, W.J. du P. Er-lank und S.H. Eyssen (Hg.), Firma J.H. De Bussy, Pretoria, HAUM. V/H Jacques Dusseau & Co., Kapstadt 1937

»Das ist das Schöne, das Wertvolle an diesem Buch: dass es unbestreitbar aus Liebe geboren wurde und zu Liebe inspiriert. Damit wird diesem Volk ein großer Dienst erwiesen, denn wer ein Empfinden für Schönheit besitzt, egal in welcher Hinsicht, trägt das Seine zur kulturellen Entwicklung des Volkes bei.

Dieses Buch widmet sich dem spezifisch weiblichen Bereich und soll der Verfeinerung und Verschönerung der häuslichen Atmosphäre dienen. Eine solche Atmosphäre unterscheidet das kulturbewusste vom ungebildeten Volk.«

aus dem Vorwort von E. (Betsie) Verwoerd zur Stickfibel *Borduur só* von Hetsie van Wyk, Afrikaanse Pers-boekhandel, Johannesburg 1966

»Dieses Handbuch ... bietet die Grundlage für die Erschließung der Schätze von Klima, Boden, Vieh und Marktpotenzial jeder der 93 000 Farmen unseres Landes.

So wie die Bibel den Weg zu seelischer Vollkommenheit weist,

so wird dieses Handbuch Mittel und Wege zu einer gewinnbringenderen Landwirtschaft und zu größerem Wohlstand für jeden Bauern in jedem Teil des Landes aufzeigen.

Ich würde mich freuen, wenn dieses Werk seinen Weg in jedes Bauernhaus fände und in den Besitz einer jeden Person gelangte, die Landwirtschaft betreibt oder sich für landwirtschaftliche Belange interessiert, weil es eine reiche Quelle nützlicher Informationen darstellt.«

aus dem Vorwort von Seiner Exzellenz General J. G. C. Kemp, Landwirtschaftsminister, zum *Hulpboek vir boere in Suid-Afrika*, verfasst von Staatsbeamten und anderen Fachleuten, Staatsdrukker, Pretoria 1929

## PROLOG

Fahlweißer Winter. Stoßverkehr. Mistwetter. Und ich. Wie immer an zwei Orten gleichzeitig. Schnee auf den Schultern, aber in Gedanken das Overberg-Licht, nassglänzende Winterwelt, Luftspiegelungen des Sommers. Eine über rauschenden Kornfeldern hinabstürzende Lerche, zwitschernd wie ein mechanisches Spielzeug. Der Himmel Südafrikas, meine Kindheit. Schwer zu vermitteln in einer Stadt, die den Himmel kaum je zu Gesicht bekommt. Jenseits – ein seltsames Wort nach meinem Empfinden. Ebenfalls seltsam: meine Reaktion auf das Telegramm. Erst Taubheit, dann Beklemmung, dann Tränen. Eine Öffnung im Schädel. Schließlich die Erinnerungen, unaufhaltsam wie ein strömender Fluss.

*For parting is no single act, it is like a trailing streamer.*

Zum ersten Mal bin ich vor elf Jahren hier am Flughafen ausgestiegen. Mit stocksteifen Gelenken. Während des gesamten vierzehnstündigen Fluges hatte ich kein Auge zugetan. Angst, Sorge, Schuldgefühle. Was war ich? Wer war ich? Zehntagebart, Urlaubsvisum im Pass, ein Bewerber ohne Empfehlungsschreiben. Für die kanadischen Behörden ein Bure, der um Asyl bat. Ein desertierter Soldat, im Gepäck Ausbildungsnachweise, Flugscheine, Geheiminformationen. Was wollten sie mehr? Ein Geständnis?

Ich war ohne Abschied oder Erklärung gegangen. An jenem Morgen, noch vor Tagesanbruch, es roch nach nassem Ruß, hatte Gaat mir den Schlüssel zum Sideboard gegeben, damit ich meine Papiere herausholen konnte. Ihr Gesicht blass und traurig, die Haube schief auf dem Kopf. Vier Uhr morgens. Sie wusste als Einzige, wohin ich aufbrach und warum. Ob ich mir

je verzeihen würde, ihr eine solche Verantwortung aufgebürdet zu haben?

Weißer Schneewalle rechts und links der Straße. Die Scheibenwischer auf höchster Stufe. Unaufhaltsam steigen Bilder in mir auf. Die gestreifte Wassermelone unter dem Herrnhutmesser, Burenkürbisse inmitten haariger Blätter, ein bräunliches Merinovlies, schwer vom Wollfett, das auf dem Klassifizierungstisch auseinanderfällt. Brusthohe blaublühende Lupinen, die gelbe Sahne der Jerseykühe, das Geräusch beim Aufbrechen eines Granatapfels, die weißen Häutchen, in denen dicht gedrängt die Kerne sitzen. Rot und weiß, wie das Blut auf der Haut frisch geschorener Schafe.

Gott, ich klinge schon wie meine Mutter! Meine melancholische, übersensible Mutter. Die jetzt im Sterben liegt. Ob sie mich wiedererkennen wird? Trotz des Bartes? Gaat wird mich erkennen. Egal wie sehr ich mich verändert habe.

In letzter Zeit hatte ich immer wieder denselben Traum. Gaat rief mich, wir riefen einander. Dann schreckte ich auf. Verstört. Anstelle von Schlaf ein Abgrund. Die Hände um den Mund gelegt riefen wir einander, sie unten auf dem Hof in ihrer weißen Schürze, ich in eine der Felsspalten oberhalb unseres Hauses gekauert, von wo aus ich sie sehen konnte. Später verständigten wir uns durch lange Pfiffe, die man bei günstigem Wind bis ins *Droëland* hörte. Noch später bliesen wir auf Limonadenflaschen.

Langsam zurück an die Oberfläche, getragen vom Pfeifen des Windes. In Toronto und hellwach. Nachtmusik. Bis ich wieder wegdrifte und träume, dass wir uns Signale auf Widderhörnern schicken. Sanfte, tiefe Töne. Wie vorsichtig wir sein mussten, als wir im Gebüsch den Kaiserfalter suchten. Mattschwarz, verborgen in den Schatten, bis er die Flügel spreizte, blau auf der Oberseite, silbrig glänzend, dass einem das Herz aufging.

Und überfloss.

Blaues Flackern in den Intervallen zwischen den Scheibenwischerschlägen. Salz auf der Straße, Schneematsch auf der Windschutzscheibe, auf der Heckscheibe. Lapislazuli, diese Farbe

habe ich in meinem Traum gesehen, ein wechselhaft schillerndes Blau, anders bei jedem Ein- und Ausatmen, erst auf dem einen, dann auf dem anderen Flügel. Das Buch der Vespere. *Apatura iris*. Der Große Schillerfalter.

Wunder. Katastrophen. Ein Kontinent, der sein Grundwasser mit Blut auffüllt und seine Erde mit Blut düngt. Wer hat das geschrieben?

Hier war das Blutvergießen Geschichte. Erkalte. Die Gemetzler erhielten ein angemessenes Gedenken, eine funktionale Verpackung, eine hygienische Aufarbeitung. Nur ich, der immer noch frisch Entwurzelte, durchforschte die kühlen Archive. *Cut grass lies frail*. Und der Geruch schien das Leid anderer hervorzulocken. Gestern die Sainte-Marie-Unterlagen abgeholt, *Bleeding Heel, Broken Shoulder, Wounded Knee* für das neue Instrumentalstudio in Toronto, ein Perkussionstheater, bei dem die Besucher mit Samenhülsen rasseln und mit einem Bündel Grashalme über Zinnzimbeln streichen sollen.

Als ich nach Hause kam, lag er dort. Auf der Fußmatte vor der Tür, im Schnee. Ein Umschlag.

MÈME STIRBT STOP BESTÄTIGTE ANKUNFT STOP  
ALLES LIEBE AGAAT

Ich war seit elf, zwölf Jahren fort. Ob ich meine Mutter wiedererkennen würde? Auf dem letzten Foto, das Agaat mir geschickt hatte, sah sie zwischen den fedrigen Büschen im Garten winzig aus, die Augen tief in den Höhlen, fast vollständig ergraut. Sie hielt ein Buch in den Händen, den Zeigefinger als Lesezeichen zwischen die Seiten gelegt. *Weltberühmte Klavierstücke*. Ich erkannte es an seinem blassrosafarbenen Umschlag. Sie hatte oft allein für sich vom Blatt gesungen. Damit sie nicht einroste, hatte sie erklärt.

Mama und ihre Hirngespinnste, Mama, die davon träumte, dass ihr Jakkie, Jak de Wet junior, einmal Sänger würde, berühmt von den Hottentots-Holland-Bergen bis Wien. *Lieder eines fahrenden Gesellen*. Natürlich.

Und Agaat mit ihrem Pokerface, ihren großen Augen, mit

denen sie einen wortlos tadeln konnte, diesem Blick, den sie tagelang abwenden konnte, um einen zu strafen. Holzauge. Wie alt war sie, als ich von zu Hause fortging? Siebenunddreißig?

Gaat als Mamas Krankenschwester. Mein Gott, was für ein Spektakel. *Schicksalschwestern* oder – noch besser – *Die Nacht der Krankenschwester*.

Gaat mit ihrer steifen Haube wie ein ferner verschneiter Gipfel, die sich manchmal zu mir herunterneigte, damit ich sie aus der Nähe betrachten konnte. Dann durfte ich – nur ich – die feine Handarbeit berühren. Weiß auf Weiß. Ich konnte nie genug bekommen. Gaat, wie sie vor dem Aga-Ofen saß und nähte, Holzscheite nachlegte, das Feuer anfachte, bis der Ofen brummte, mit der starken, warmen Hand, an der ich die Welt erkundet hatte. Rechts die verkrümmte Hand, die sie vor allem dann sorgsam versteckte, wenn sie Mamas Freundinnen bedienen musste oder der Pfarrer auf Hausbesuch kam.

Und ich musste den Gästen vorsingen, Mama begleitete mich. Herr im Himmel. Afrikaanse Volkslieder, *Heidenröslein*, je nach Publikum.

Wie ist es dort, wo du aufgewachsen bist? In deiner Heimat? Diese Frage wurde mir nach meiner Ankunft ständig gestellt. Stets antwortete ich mit Philip Larkin: *Having grown up in shade of Church and State...* Es dauerte Jahre, ehe ich die Schönheit und die Grausamkeit in eigene Worte kleiden konnte. Irgendwann fragte niemand mehr, und da erst konnte ich über eine andere Antwort nachdenken.

Durch die Schranke, roter Ellbogen. Den Parkschein in der Hand, kalt, glatt, ein Obolus mit Magnetstreifen. Eins, zwei, drei, ich komme! *International Departures*.

Dachte ich dabei an Mama, war es eine heimliche Hommage an sie, dass ich mir ausmalte, meinen neugierigen Fragestellern in Versen zu antworten?

Stell dir vor, Mutter, ich habe nichts vergessen. Ich werde für dich singen. Von den hügeligen Bergausläufern vor dem Wohnhaus, einer über den anderen getürmt, von den verschiedenen

Gelb- und Grüntönen des *Fynbos*, gesprenkelt mit rosafarbenen *Vygies* und violetten Heidesträuchern. Oder von den Bergen werde ich singen, jener zartblauen Saumkante, die dem Blick der Reisenden die ganze Küstenstraße entlang Halt bietet, doch werde ich ein anderes Register, ein breiteres Spektrum wählen.

Meine Fantasie. Immer wieder stimme ich eine Eloge auf die Flüsse an und auf die Feuchtgebiete, die im Frühling mit einem süß duftenden Blumenmeer bedeckt sind. Eine Kantate über den großen braunen Strom, den Breërivier, und sein Bett tief in der Grootwinterhoek. Gespeist wird er von Wasser, das von Farnwedeln und aus den Windgruben im Fels rinnt. Erst sammelt es sich zu einem handbreiten Lauf, einem plätschernden Bach zwischen Stachelschweinried, dann stürzt es als nebliger Wasserfall hinab, in dessen Luftzug sich die roten Disa-Orchideen wiegen. Schließlich strömt das Wasser all dieser Fälle zusammen und fließt über einen Grund aus schwarzem Fels. Der Fluss gräbt sich durch das trockene Land, findet von selbst seinen gewundenen Lauf und wird zu einer Wasserstraße, breit genug für Schiffe, tief genug für Brücken, für Fähren, für Anlegestellen und Handel.

Der Chronist Paravicini di Capelli schrieb im neunzehnten Jahrhundert, dieser Fluss habe als erster die niederländische Bezeichnung »Rivier« erhalten, danach kamen der Rio de Nazareth und Le Fleuve Large. Gewiss musste er früher schon in irgendeiner Eingeborensprache einen Namen gehabt haben, einen Hottentottennamen, aber was war davon übrig, und wen kümmerte das noch? Der Sijnnarivier trug noch einen alten Namen, abgeleitet womöglich vom Nama-Wort »Sunnula«. Streitfluss.

Wer hatte mir erstmals davon erzählt? Es muss Mama gewesen sein.

Streitland.

Kakofonie.

Check-in-Schalter. Fenster oder Gang? Jacke wie Hose. Boardingpass. Charon hinter einem Computerbildschirm.

Wälder. Tiefe, geheimnisvolle Wälder. Koloniesbos, Dui-

welsbos, Grootvadersbos. Und Berge. Trappieshoogte, Tradouw, Twaalfuurkop.

Die Flüsse meiner Kindheit, sie waren etwas Besonderes, ihre Namen konnten nicht ausdrücken, wie schön sie waren: Botrivier, Riviersonderend, Kleinkruisrivier, Duivenhoks, Maandagsoutrivier, Slangrivier, Buffeljagsrivier, Karringmelksrivier, Korenlandrivier. Gewundene, kühne, steinige Flüsse. Was wohl von ihnen übrig war?

Die Flüsse waren unschuldig. Nein, an den Flüssen lag es nicht. *My country 'tis of thy people you're dying*. Wo, von wem hatte ich das zum ersten Mal gehört? Buffy Sainte-Marie mit Zittertremolo und Mundbogen, eine musikalische Waffe. Dieser Augenblick der Klarheit, diese Erkenntnis! Fünfundzwanzig – noch nicht zu alt, um noch einmal zu studieren. Literatur, Musik, Geschichte. Weniger strebsam als andere meiner Zeitgenossen. Die Gebildeten, die Intellektuellen – unfassbar, wie sie ihr Leben nach der Katastrophe in Angola weiterführen konnten. Angriff und Verteidigung, wie immer. Einer nach dem anderen verfasste selbstgerechte Autobiografien, Hemingway-Variationen. Wie man auf kultivierte Weise an einen unkultivierten Ort gelangt. Und dort überlebt. Ein verbissener Kampf mit Mutter Natur. Ich konnte damit nichts anfangen.

Wenn irgendjemand nachfragte, nahm ich ein Blatt Papier zur Hand und zeichnete eine Karte, einen Ausschnitt des südlichen Afrika, unten an der Spitze, aus der südwestlichen Kapprovinz, und fertigte aus der freien Hand eine Vergrößerung an. An der unbefestigten Straße zwischen Skeiding und Suurbraak, parallel zur Schnellstraße der Gartenroute und zur Küste zwischen Waenhuiskrans und Witsand, zwischen Swellendam und Heidelberg. Da. Fünf Kreuze. Fünf Farmen in einem fruchtbaren Becken, an die Hügel am Fuße der Langeberge geschmiegt, jene Gebirgskette, die sich von Worcester aus bis in die Unendlichkeit zieht und dort in die Outeniqua-Berge übergeht. Grootmoedersdrift, die Farm genau in der Mitte, zwischen Frambooskop im Osten und The Glen im Westen. Da. Dort bin ich geboren, unablässig

das Rauschen des Flusses in den Ohren. Aus der Mitte entsprungen – vielleicht hat mich das vor der Perfektion bewahrt.

Was heißt Grootmoedersdrift? Nur mal so. Großmutter's Drift? Wie ein Ford Drift? Was soll das bedeuten? Es gab noch keine Autos, als die Farm nach meiner berühmt-berüchtigten Ururgroßmutter mütterlicherseits benannt wurde und natürlich nicht nach einem Auto, sondern nach der flachen Furt ganz in der Nähe. Nicht ungefährlich in der Regenzeit. Wenn die Brücke überflutet war und vom Schlick seifenglatt, war man manchmal wochenlang von der nächsten größeren Straße abgeschnitten. Man konnte dann nur sehr langsam übersetzen. Alle wussten Bescheid. Schließlich warnten wir einander vor der Gefahr.

Langsam über die Furt!

Inzwischen muss ich nur noch auf mich selbst aufpassen. Der Passkontrolleur mustert mein Gesicht. Charon hinter kugelsicherem Glas.

Nur ein einziges Mal habe ich die Furt trocken erlebt. Steine wie Schädel, staubige Akazienbüsche. Wie angewurzelt stand ich da und konnte den Blick nicht abwenden, entsetzt über das Schweigen der Frösche, kein Taumelkäfer weit und breit. *Gyrinus natator*. Diese Frage quält mich seit damals: Was wird aus den Taumelkäfern, wenn das Wasser versiegt?

Doch derlei Fragen interessieren die Leute hier nicht, Mutter. Ihre Aufmerksamkeit erlahmt, sobald ich ins Detail gehe. Die Topografie meiner ersten Heimat, die krakeligen Linien, die dorthin führen, zu deiner Farm, Grootmoedersdrift. Ein Stück jenseits der Furt, zur Straßenseite hin, lagen die Häuschen der Arbeiter. Ob Dawid noch dort wohnt? Gleich nach der Abzweigung zur Farm, im ersten der vier Häuschen am Rande des Bewässerungsgrabens?

Eine schwarze Feuerstelle und eine Blechgitarre. Die Kinder spielten mit selbst gebastelten Autos aus Draht. Für ein *Draht-auto* konnte man eine weiße Knochenflöte eintauschen. Wie oft habe ich das Haus betreten, zwei Mal? Zusammen mit Gaat? Wir brachten Medikamente und einen kleinen Eimer Milchnudeln.

Der Geruch von Ruß und Menschenkörpern im Halbdunkel. Himmel, Gaat, die haben ja nicht mal Betten! Schon gut, *Boetie*, lass uns gehen. Hilft man einem, hat man irgendwann die ganze Sippschaft am Hals.

Eine Hängebrücke führte von Dawids Haus zum Akaziendickicht auf der anderen Seite des Flusses hinüber. Wacklig und löchrig. Streng verboten, auch nur einen Fuß daraufzusetzen.

*Flight AC 52 to Cape Town now boarding.* Ein Reisender um der Reise willen. Ein Nomade ohne Clan. Ein Horchender an der Zeltleinwand, ein Ohr, ein Auge, das war alles, das war genug. Doch wer wollte am Sterbebett seiner Mutter Ethnologe bleiben?

Wenn die Neugierigen mich drängten, zeichnete ich manchmal auf einem zweiten Blatt Papier das Haus, in dem ich groß geworden war. Das Wohnhaus von Grootmoedersdrift, fast H-förmig, der linke Schenkel kürzer als der rechte. Die Veranda ging auf der Vorderseite nach Osten hinaus, der Garten auf der Rückseite in Richtung Süden. Dort befanden sich Lagerräume. Ein Dienstbotenzimmer. Gaats Zimmer. Vorne, unter zwei Wolfsnasegiebeln mit großen Fenstern, lag rechts Mamas, links Papas Zimmer. Verwitterte Tauben im Flachrelief unter dem Vordach. Das riedgedeckte Dach. Gen Norden erstreckte sich die ebene Flussniederung bis ans Wasser. Für das Vieh waren Weiden angelegt worden, und am Ufer standen einheimische Bäume. Swartolienhout (*Olea africana*) – eine Flamme im Herzen – und breitblättrige Steineiben (*Podocarpus latifolius*).

Ein Lied. Die andere Antwort auf die Fragen. Fantasie für einen eingeschneiten Buren. Für Schilfrohr und Kindertrompete, mit Schnaufen, ohne Worte. Mein Gott, wie sollte ich das bloß überstehen? All die Jahre.

*Please fasten your seatbelts.*

Steil ansteigende Hügel jenseits des Flusses. Tiefe, dicht bewaldete Schluchten, die schmale Allee mit alten Wildfeigenbäumen rechts und links. Der Pappelwald – Flüsterpappeln. Der Hof mit Schuppen und Ställen zum Melken und Füttern. Jersey-

kühe. Mamas Blumengarten, für den sie lebte. Gelebt hatte. Gen Süden, jenseits der Furt und der unbefestigten Straße, die unbewässerten Getreidefelder und Schafweiden. Flache, rundliche Hügel, im oberen Bereich bewirtschaftet, dazwischen Steilhänge mit struppigen Büschen. Sanfte Hügel mit idyllischen Wiesen, weichen Sträuchern und Eukalyptuspflanzungen rund um die Schaftränken. Sauflöcher. Was für ein Wort. Papas Ausdruck für jemanden, den er nicht leiden konnte. Saufloch, Geierarsch, Missgeburt. Mein großmäuliger, dickköpfiger Alter, der mich mit Sprints über die Farmstraßen bis zum Umfallen drillte. Mit Hindernisläufen über Gräben und Tränken. Seitenstiche. Leistenbrüche. Die Hügel rauf und runter. »Das wird einen Mann aus dir machen!« Was er heute wohl von mir denken würde, eine Wollmütze und sechs Sommerhemden im Gepäck, einen Schmetterling im Herzen? Auf und zu klappen die Flügel. Gibt es Scheibenwischer gegen Melancholie?

*No electronic equipment, please.*

Übersetz doch mal. Wolfsnasengeibel, Bergrücken, Trockenland, Furt. Lass dir was einfallen, forderten meine kanadischen Kollegen mich auf und reagierten mit gutmütigem Gelächter auf meine holprigen Versuche. Flüsterpappelhain. Das fanden sie kitschig. Am besten ist's doch daheim. Oder nicht? Stimmt. Ich hatte zum Beispiel Heimweh nach den vertrauten Melodien. Aber das war nur die eine Seite. Die andere bestand aus gestochenen scharfen Bildern, unsingbaren Intervallen.

Charon mit Passagierliste. Ist alles zu Ihrer Zufriedenheit, Dr. de Wet? Brauchen Sie etwas? Soll ich Ihnen mit dem Mantel helfen?

Alle tragen Mäntel.

Durchschauen mich die älteren Studierenden mittlerweile? Legen sie es absichtlich darauf an, mir Geschichten zu entlocken, mich anzustacheln? Glauben sie, ich müsste zur Ader gelassen werden wie ein fieberndes Pferd, Verliebte oder Trauernde? Was wissen sie schon von derlei alten Volksheilmitteln, dieser Haufen moderner Möchtegern-Musikexperten, was haben sie schon für

eine Ahnung? Von dem Drang zu erzählen? Von den Refrains unter der Haut?

Nicht den Schimmer einer Ahnung haben sie.

*Now ready for take-off. Please check that your seatbelt is securely fastened, baggage safely stowed away, emergency procedures in the seat pocket in front of you.*

Wenn sie mich ausfragen, beschränke ich mich meistens auf das Klima. Nur manchmal entschlüpft mir versehentlich eine andere Erinnerung, ein Eindruck vom Breërivier, dem Breiten Fluss in der Höhe von Malgas.

Der Klang einer Windharfe.

# 1

Die Versuche, mit ihr zu kommunizieren, bringen mich noch um. So war es von Anfang an.

Heute Morgen musste ich ständig in die Richtung starren, wo die schwarze Schachtel steht, mittlerweile schon seit elf Monaten. Endlich gelang es mir, ihren Blick einzufangen, und ich sah demonstrativ dorthin, wo der glänzend schwarze Lack der Schachtel hervorblitzte. Unter dem Stapel Lesestoff. Unter dem wachsenden Haufen blauer Notizhefte, unter den Frauenzeitschriften, den *Saries* und *Fair Ladys*, unter den *Landbouweekblaai*e auf dem Frisiertisch vor der Verandatür. Dort!

Erst dachte sie, ich wollte, dass sie mir etwas vorlese. Sie grinste. Es war noch keine Vorlesezeit. Es war noch vor dem Frühstück, vor acht, kurz nachdem sie die Standuhr in der Diele aufgezogen hatte, kurz nachdem ich das Tschick-Geräusch der Sideboardtür gehört hatte und sie mit dem Heft zu mir hereingekommen war. Sie hatte die Stelle, die sie abends vorlesen wollte, schon mit einem Eselsohr markiert.

Die blauen Notizhefte auf dem Stapel wirken durch die umgeknickten Ecken alle dicker, als sie es tatsächlich sind. Manchmal fordert sie mich auf zu erraten, was sie mir vorlesen wird. Dann wieder seufzt sie und sagt, sie hätte sich im Traum nicht vorgestellt, was sie alles in diesen Aufzeichnungen entdecken würde. Manchmal klappt sie das Heft auf dem Schoß auch einfach zu und trägt den Inhalt, ganze Passagen, auswendig vor wie ein Gedicht oder eine Rede. Anschließend fragt sie mich, ob es so richtig gewesen sei und ob ich mich daran erinnern könne, wann sich das Ereignis zugetragen hat.

Als könnte ich ihr die Frage beantworten!

Stets überprüft sie, ob sie etwas ausgelassen hat, und markiert die Stelle dann mit einem Rotstift.

Wann sie wohl mit dem Auswendiglernen begonnen hat? Oder denkt sie sich an manchen Stellen einfach irgendetwas aus?

Als könnte ich mich noch haargenau daran erinnern, was ich alles aufgeschrieben habe! Vor dreißig, sechsunddreißig Jahren!

Meinen Eintrag vorne aus dem ältesten Heft hat sie herausgerissen und auf dem Leseständer vor meiner Nase befestigt. *Im Namen des allmächtigen Gottes* steht da neben einem anderen Text, den sie mir immerzu vor Augen halten will. Über den Verlauf meiner Krankheit. Die Symptom-, Medikamenten- und Therapietabellen. Sie nimmt diese beiden Blätter nie weg. Als solle mir das eine als immerwährende Erinnerung an mein Leiden dienen. Als sei das andere ein Beweis dafür, dass alles, was sie mir aus den Notizheften vorliest, von mir selbst aufgeschrieben wurde.

Als gehörten die beiden Dokumente zu derselben Wahrheitskategorie.

Es macht mich krank, jedes Mal diese beiden zerfledderten Blätter sehen zu müssen, wenn sie das Buch oder die Zeitschrift, die ich gerade gelesen habe, vom Ständer nimmt und wegpackt. Auch das Zuhören macht mich krank. Ständig trägt sie es mir laut und deutlich vor und zeigt dabei mit dem Finger auf die Tabelle und die Widmung.

Symptom: Verstopfung

Medikament: Pink Lady

Therapie: Gymnastik, vermehrte Flüssigkeitsaufnahme

Als könnte ich mich einem militärischen Drill unterwerfen.

Als gäbe es in diesen dünnen Zeiten irgendetwas, das meinen Durst löschen könnte.

Als könnten mir Medikamente noch helfen. Medikamente nimmt man nur, wenn sie auch etwas nützen.

Die Schrift auf der herausgerissenen Seite erkannte ich zunächst nicht einmal als meine eigene.

*Im Namen des allmächtigen Gottes, Herrscher über unser aller Schicksal und Bewahrer des Buchs des Lebens...*

Ich war jung, und das war nicht meine erste Widmung gewesen. Den eigentlichen Beginn der ganzen Geschichte habe ich nie aufgeschrieben. Ich habe es nie gewagt, noch einmal in diese Tiefen hinabzutauchen. Nicht, nachdem ich herausfand, was ich mir aufgehalst hatte.

Wo liegt überhaupt so ein Beginn? In der Vorgeschichte eines Menschen? Wo fängt alles an?

Die Widmung habe ich mir erst später ausgedacht, nachdem es eine Weile gut lief, nach Jakkies Geburt. Damals habe ich sie im ersten Heft auf die Innenseite des Einbands geschrieben und datiert: 14. September 1960.

Jetzt will sie ihn mir unter die Nase reiben, meinen ahnungslosen Erguss, auf nüchternen Magen in meinem Krankenbett, und mich mit meiner Hartleibigkeit konfrontieren. Welchen Sinn hat das?

Als könnte ich protestieren.

Als könnte ich essen.

Frühstück.

Kann man so etwas Frühstück nennen?

Ich muss es trotzdem schlucken.

Ich höre sie in der Küche reden. Dawid ist da und auch Julies, Saar und Lietja. Sie warten darauf, dass Agaat ihnen die Aufgaben für den heutigen Tag erteilt. Um Punkt acht Uhr müssen sie antreten. Sie reden laut miteinander. Agaat ist hinübergeseilt, um sie zur Ruhe zu mahnen. Sie sind verstummt, sobald sie sie kommen hörten.

Ich bedeutete ihr mit den Augen: Die Schachtel, die Schachtel!

»Jetzt warte doch«, sagte sie, »später.« Sie hatte immer noch nicht begriffen, was ich meinte.

Trotzdem gab ich ihr mit den Augen weiterhin Zeichen: Tu, was ich dir sage!

»Wer wird denn wieder so ungeduldig sein ht Mrgn«, sagte sie.

Das ist neu, dieses Reden ohne Vokale. Sie öffnet mich nach. Gemeiner, als Jak mich wegen der Tagebücher jemals behandelt hat.

Sie zog das Rollgestell, das eine Art Brücke über dem Bett bildet, und den Buchständer näher heran und stellte ihn aufrecht vor mich hin.

»Möchtest du noch einmal deine Widmung lesen? Man kann nicht genug davon bekommen, oder? Vielleicht macht dir das Appetit.«

Ein guter Anfang. Sie dachte, ich wollte selbst lesen.

Nein, konnte ich ihr zu verstehen geben, das will ich nicht lesen.

Darin besteht inzwischen meine Technik. Fortschritt durch Versuch und Irrtum. Ich muss die Irrtümer nur erst entstehen lassen, dann führt das eine zum anderen, bis ich mein Ziel erreicht habe – eine Art verzögerte Logik, eine Zergliederung all meiner Absichten bis in die kleinsten Zwischenschritte. Vorbei sind die Zeiten des geringsten Abstands zwischen A und B. Inzwischen nähern Agaat und ich uns auf Umwegen. Indem ich meine Augen zu dem Stapel Lesestoff verdrehe, kann ich dafür sorgen, dass sie die schwarze Schachtel findet. Ich muss ihre Aufmerksamkeit immer zuerst auf die Oberfläche lenken. Das ist der Anfang. Dann muss ich sie dazu bringen, in die Tiefe zu gehen.

Heute Morgen tat sie, was ich wollte, räumte den Stapel blauer Notizhefte beiseite und begann, die Zeitschriften zu durchsuchen.

»Was möchtest du lesen, Ounooi?« Rasch blätterte sie eine *Sarie* durch. »*Vier Arten, einen Mann zu erobern und an sich zu binden.*«

Wieder blickte ich zu dem Stapel auf dem Frisiertisch.

Sie nahm ein *Landbouweekblad* in die Hand und schlug es auf. »*Neue Entwicklungen im Fruchtwechsellanbau und in der Wechselbeweidung: die südwestlichen Distrikte nach 1994.* Nein, nein, das kennst du schon. Wie wäre es mit: *Die Zukunft des Getreideanbaus in Südafrika?* Damit beschäftigst du dich doch so gerne, Ounooi. Mit der Zukunft.«

Lietja lachte laut, Milchkannen klapperten.

»Die werden übermütig dort in der Küche, ich gehe mal nach-

sehen«, sagte Agaat, klemmte die Zeitschrift im Ständer fest, über der herausgerissenen Tagebuchseite, über meiner Symptom-Behandlungsliste, stellte die Zeitschrift noch ein bisschen auf-rechter hin, damit ich sie besser sehen konnte, und setzte mir meine Brille auf.

Die Zukunft. Sie tippte auf die entsprechende Stelle.

Nein, bedeutete ich ihr mit den Augen, nein, nein. Mach dich bloß nicht lustig über mich!

Wieder drehte sie sich zu dem Stapel um und durchsuchte die Zeitschriften. »Wo sind denn all die *Fair Ladys* geblieben, die haben doch hier gelegen?« Sie begann, den ganzen Stapel abzu-tragen, und sah mir dabei im Spiegel in die Augen. »Du hältst mich auf, Ounooi. Ich sehe die *Fair Ladys* nicht, doch, warte, hier ist eine. *Besondere Speisen für besondere Gelegenheiten.*«

Das war die unterste Zeitschrift. Ich zwang ihren Blick noch weiter hinab. Die glänzende schwarze Schachtel, unbedeckt und nicht mehr zu übersehen. Agaat konnte meinem Blick im Spiegel nicht mehr folgen und musste sich zu mir umdrehen, um erken-nen zu können, wohin ich schaute.

»Tsk«, zischte sie und schüttelte den Kopf. Nein.

Doch!, sagte ich mit den Augen.

Da endlich nahm sie die Prothese heraus. Sie war noch ge-nauso zugeschnallt, wie sie nach dem letzten Mal weggeräumt worden war. Agaat streckte meine Finger und schob die Prothese über meine Hand. Die Schnallen zu lösen war überflüssig. All die braunen Lederbänder waren bis ins letzte Loch gezogen, die Chrom-Flügelmutter bis zum Anschlag festgedreht. Ein langes Drahtende ragte aus der Mutter hervor wie eine Antenne. Die Prothese sah aus wie ein Schutzhandschuh, mit dem man radio-aktiven Müll anfassen konnte. Sie war mir längst zu groß. Längst zu schwer. Wie alle Utensilien, die Leroux angeschleppt hat – sie funktionierten eine Zeit lang, dann nicht mehr.

Ich starrte meine Hand an und konzentrierte mich. Signa-lisierte ihr: Einen Stift, bitte. Und Papier. Ich kann schließlich nicht in die Luft schreiben.

Agaat sah sich um. Jetzt wusste sie, was ich wollte, tat jedoch so, als könnte sie sich nicht daran erinnern, wo die Schreibutensilien lagen. Es war lange her, dass ich selbst geschrieben hatte. Ich hatte noch die Listen angelegt, als wir das Haus aufräumten, vor einem Jahr, anderthalb. Zuletzt diktierte ich, sie schrieb, und ich markierte mit letzter Kraft, was weggeworfen werden sollte. Die blauen Hefte. Die sollten weg, bestimmte ich. Sie las es, führte den Auftrag aber nicht aus.

Jetzt stellte sie sich dumm. Als holte sie nicht regelmäßig das Klemmbrett hervor und legte mit dem roten Stift, der in ihrer Brusttasche steckte, ihre neuesten Listen an. Und dort neben dem Kalender hing der Bleistift. Sie machte sich ständig Notizen, schrieb andauernd irgendetwas auf. »Was sollen die Leute bei deiner Beerdigung essen, Ounooi? *Vaalafval?* Und was soll ich auf deinen Grabstein schreiben lassen, Ounooi? *Und Gott sah, dass es gut war?*«

Ja und Nein kann ich signalisieren. Oder meine Augen schließen.

Sie zog das Klemmbrett aus dem untersten, halb leeren Regalfach.

»Tsk.«

Die Bücher fielen um. Sie musste sich hinknien, um sie wieder aufzustellen. Hochglanzumschläge und alte Leineneinbände. Einige Bücher stammten noch von meiner Mutter. Ich hatte die meisten bei unserer großen Entrümpelungsaktion wegwerfen wollen, doch Agaat hatte sie ebenso behalten wie meine Tagebücher. Während sie sie in die Regale zurückstellte, las sie die Titel vor. In nüchternem Tonfall, einen nach dem anderen. »*Laat vrugte, Die burgemeester van Slapaagte, Foxtrot van die vleiseters, Sewe dae by die Silbersteins.* So ging es los. *Drie en veertig jaar by die De Wets, Vloedwater in die voorwinter, Op veld en rante, Kroniek van Kalkoenpoort, Kringe in 'n bos, Reguit spore in die halfwoestyn, Uitdraai, July's People, Ek stamel ek sterwe, Die afdraand van die dag is kil, Wie skryf kry opdraand, Die swerfjare van Poppie Nongena, Stoetmeesters val nie flou nie.* Tsk, nehmen wir mal *Die vroedvrou*

van Tradouw, Hierdie lewe, Daardie Doodgaan, Juffrou Sophia vlug vorentoe, *The Story of an African farm*. Hmpf, dann schon lieber *In the Heart of the Country*.« Dieses Buch hatte sie als Letztes gelesen. »So ein Quatsch!«, hatte sie geschimpft. Sie könne das Land besser bestellen als diese dämliche Johanna, die wegen nichts und wieder nichts durchdrehte. Sie würde sich von einem Haufen zahmer *Kaffer* nicht unterkriegen lassen. Doch da hatte sie noch nicht *The Seed is Mine* gelesen, das ihr die Frau aus der Bibliothek vor Kurzem vorbeigebracht hat. Das hat sie wirklich nachdenklich gemacht. Ich weiß, was sie im Kopf hat. Flausen.

Wie alte Bekannte klangen die Titel der Bücher, als sie sie zurückstellte, wie die Namen von Verwandten. In den letzten Monaten hat sie sie mir allesamt vorgelesen oder sie auf den Ständer vor mich hingestellt und die Seiten für mich umgeblättert, sodass ich selbst lesen konnte. Die alten kennt sie längst. Die neuen prüft sie erst, bevor sie sie mir vorliest. Ganze Passagen kennt sie auswendig. Aber sie behauptet, kein Buch sei so schön zu lesen wie meine Tagebücher. Man müsste nur Satzzeichen ergänzen und die Abkürzungen voll ausschreiben, dann hätte man einen Bestseller.

Außerdem besitzen wir noch die Bücher und Zeitschriften, die Jakkie uns mit den Jahren geschickt hat und die Aufsätze und Artikel von ihm enthalten. Agaat liest sie mir regelmäßig vor, mit dem immer gleichen gestelzten Tonfall, wobei sie über die langen englischen Wörter strauchelt. Ich verstehe bis heute nicht allzu viel davon. *Private Speech, Public Pain: The Power of Women's Laments in Ancient Greek Poetry and Tragedy*, *Mourning Songs of the Dirty Goddesses: Traces of the Lamia in Orthodox Baptismal Rites of the Levant*, *Echoes of the Troll Calls in Romantic Scandinavian Choir Music*. Alles fürchterlich obskur. Ein anderes Werk handelt von dem polyfonen Trauergeheul australischer Eingeborenenfrauen. Womit sich der Junge beschäftigt! Dabei hat er doch ein Diplom als Flugzeugingenieur. Das hat er einfach in den Wind geschrieben und stattdessen Ethnomusikologie studiert, was immer das sein mag.

Auf der ersten Seite des Papierstoßes im Klemmbrett stand etwas. Aagaat überflog es. Schaute mich an. Ich sah ihr an, dass sie etwas dazu sagen wollte, doch dann überlegte sie es sich anders. Zehn Seiten musste sie umblättern, wovon sie eine nach der anderen kurz überflog. Die Regelungen für die Beerdigung, das Datum ausgespart. Sie gibt sich mit allem große Mühe, um meinet- und ihrer selbst willen.

Sie öffnete den Klemmverschluss, nahm ein weißes Blatt zur Hand und legte es vorne ein, ließ den Verschluss zurückschnappen und schnalzte mit der Zunge. Dann kramte sie übertrieben umständlich in der Schublade der Frisierkommode, als suchte sie einen Stift. Im Spiegel sah ich, wie sie den Ärmel hochzog und den Stift auf dem Rücken ihrer schwachen Hand ausprobierte. Reine Schikane, denn wo sollte denn auf einmal ihr Rotstift sein, mit dem sie täglich Passagen in meinen Tagebüchern unterstrich, Anmerkungen hinzufügte und einzelne Sätze auf die gegenüberliegende leere Seite übertrug? Als wäre sie eine Lehrerin, die meine Arbeit korrigierte. Als müsste ich ein Examen bestehen.

»Schreibt«, stellte sie mit langem Gesicht fest und klemmte mir den Stift zwischen Daumen und Zeigefinger, so gut es angesichts der Schnallen, des Leders und der Schrauben ging. Dann schob sie mir das Klemmbrett unter die Hand. Ein mühsames Arrangement, bei dem sie die Schiene, den Stift, das Klemmbrett und meine Hand hin- und herschieben und -ziehen musste. Mit der Decke stützte sie alles ab. So setzt man eine Stoffpuppe auf: Man stößt sie in die Rippen, drückt gegen ihre Brust, Kopf hoch, Hintern platt, los, Puppe, sitz. Gefüllt mit Kleie. Oder mit Lupinensamen. Oder mit sauberem weißem Flusssand.

Dann legte sie ihre Hand auf meine. Ihre starke Hand. Es sah komisch aus.

»Ai, Ounooi, du machst dir doch das Leben schwer. Wie willst du das denn anstellen?«

Ich sah ihr an, was sie dachte. Hast du dich durch das Schreiben im Leben noch nicht genug versündigt? Das dachte sie.

Sei still!, bedeutete ich ihr mit den Augen. Sei einfach still und lass mich in Ruhe. Nimm deine Hand weg.

Sie reckte das Kinn nach vorn, legte die Styroporverpackung und die Plastikfolie zurück in den Karton und schloss den Deckel.

Mit schnellen Schritten verließ sie das Zimmer. Im Vorbeigehen nahm sie ihr Stickzeug vom Stuhl. Ich wusste, was das bedeutete. Das war die andere Strafe. Ich würde sie heute nur noch zum Essen und zur Medikamenteneinnahme zu Gesicht bekommen. Sonst sitzt sie oft stundenlang an meinem Bett und bestickt ein großes Stück Stoff; keine Ahnung, was das werden soll, es scheint eine komplizierte Arbeit zu sein. Sie zählt und misst, als hinge ihr Leben davon ab, und hat den ganzen Stoff mit Stecknadeln und Knöpfen markiert. Sie stickt daran, seitdem ich vollständig gelähmt bin. Normalerweise hätte ich mich längst danach erkundigt, aber sie tut sehr geheimnisvoll, manchmal beinahe belustigt. Als könne sie selbst nicht glauben, was sie da fabriziert. Dann wieder, so wie eben beim Hinausgehen, greift sie den Stoff wie ein dreckiges Wäschestück und sieht mich an, als hätte ich ihn beschmutzt.

Das war vor einer Viertelstunde. Die Standuhr in der Diele schlug Viertel nach acht.

Jetzt musste ich anfangen. Jetzt musste ich schreiben. Jetzt musste ich zu einem guten Ende bringen, was ich begonnen hatte.

Ich konzentrierte mich. Suchte nach einem Ansatz. Weidelgras, Athanasiablumen, Akazienzweige, gebt mir Halt, damit ich nicht in den Abgrund stürze. Myrrhebaum.

Ich erforschte die Gefühle in meinem Inneren. Noch gab es Grün, Wasser, Erde.

Ich musste den richtigen Anfang finden. Der zählte genauso viel wie die Handlung selbst.

Alles auf dieser Farm musste sorgfältig vorbereitet werden, alles wurde vorher überlegt und erwogen, damit kein zufälliges Ereignis vom eigentlichen Ziel ablenken konnte. Das war das oberste Gebot, bis heute. So hatte ich es Agaat beigebracht. Man stürzte sich nicht einfach in ein Vorhaben, man betrachtete es erst von

allen Seiten, fasste dann einen Entschluss und schmiedete einen vernünftigen, in klare Schritte gegliederten Plan, stets im Rhythmus der Jahreszeiten. Dann führte man einen Schritt nach dem anderen aus, während man stets das große Ganze im Auge behielt, den Rhythmus, die Bewegungen, wie beim Einüben eines Musikstücks. So behielt man die Kontrolle, so verhinderte man lästige Verzögerungen in einem späteren Stadium seines Vorhabens.

Das war eines der Grundprinzipien eines ordentlichen Bauern, vor allem bei gemischter Landwirtschaft. Auf diese Weise erzielte man Resultate. So vergrößerte man seinen Besitz. Darin vorgesehen waren auch kurz- und längerfristige Belohnungen, die einem Mut zum Weitermachen, festen Boden unter den Füßen gaben.

Doch mein Anfang hier war nicht mein eigener, sondern auf den Flächen des Zimmers vorgezeichnet worden, wie Agaat es eingerichtet hatte. Nichts hatte sie dem Zufall überlassen. Der Tod war ihr Ziel. Sie hatte ihn makellos vorbereitet. Ich selbst hätte es nicht besser machen können.

Zuerst hatte sie das Zimmer leer geräumt und alles Überflüssige in den Keller getragen. Ich hatte gehört, wie sie die Sachen herumstieß und -schob, genau unter meinem Bett, um Platz zu schaffen. Das Sofa und die Fußbänke, die Tücher und Deckchen vom Frisiertisch, die Dekoration, alles, was an den Wänden gehangen hatte. Den Kleiderständer, den Hutständer, den Stockständer, den Rollator, den Rollstuhl, den Schnee von gestern, die Strohlumensträuße.

Damit sie sich ungehindert bewegen und leichter sauber machen könne, behauptete sie.

Sie duldet weder Staub noch Hindernisse. Das wird die beste Sterbepflege der Weltgeschichte, du wirst sehen, sagten ihre Augen. Ihr Mund war fest zusammengepresst.

Der Teppich flog raus, die Hängeschränke mit meinen Jacken und Kleidern, die Kommoden mit meinen Pullovern und Blusen.

Ich war diejenige, die damit angefangen hatte. Ich hatte ihr die Idee vom Großreinemachen in den Kopf gesetzt.

Aus Jakkies Zimmer trug sie das Bücherregal zu mir herein,

um den Lesestoff darin unterzubringen. Die Bücher wählte sie aus. Auch den Fernseher aus dem Wohnzimmer brachte sie, nahm ihn später aber wieder weg, weil mich die Sendungen angeblich zu sehr aufregten.

Vielleicht war sie es, die sich aufregte.

»In diesem Zimmer passiert zu viel, um auch noch Platz für *Das neue Südafrika* oder *Noot vir Noot* zu haben.«

Jetzt schiebt sie den Apparat nur noch herein, wenn sie glaubt, dass ich mir ein Video ansehen will. Aber ich habe keine Lust auf ihre Videos. *Ben Hur*, *Mary Poppins*, *My Fair Lady*, *A Day in the Life of Joe Egg*.

Das Radio durfte bleiben. Für die leeren Stunden, wie sie sagte. Für den Morgengottesdienst. Dem Himmel sei Dank dafür. Für *Sie entscheiden! Moto perpetuo*. In diesen heiligen Hallen. Bald ist wieder Zeit für Weihnachtslieder. Die fangen jedes Jahr früher an. Dann wird Agaat mit ihrem Sopran lauthals die zweite Stimme singen, während sie durchs Haus fegt.

»Du magst doch Musik, Ounooi.«

Sie schaltet das Radio ein und aus. Sie wählt die Sender. Sie wählt die Melodien. Manchmal legt sie eine Kassette ein. Nicht immer das, was ich hören will. Indianergekreisch von Jakkie, wenn sie mich ärgern will.

Dass sie den Frisiertisch mit dem dreiteiligen Spiegel stehen gelassen hat, ist ein Wunder. Er thront da wie ein Museumsstück, und sein dunkles Holz hebt sich auffällig von all den praktischen Gegenständen in Weiß und Chrom ab. Ich kann mich in dem mittleren Teil sehen, der später eingesetzt wurde, dem mit bläulicherem Glas. Sie hat den Frisiertisch extra so für mich gedreht.

»Damit du dir selbst Gesellschaft leisten kannst, wenn ich nicht da bin«, hat sie gesagt.

Die Schubladen sind leer. Aber das war nicht ich. Ich hatte es nicht übers Herz gebracht, sie auszuräumen. Der Hauch von Chanel N° 5 und Lippenstift, der ihnen anhaftete, ist sicher längst verfliegen. Manchmal sehne ich mich nach Parfüm. Ob Agaat alles an die Hausmädchen verschenkt hat?

»Das ist das letzte Mal«, hatte Agaat am Morgen meines Geburtstags gesagt, »also genieße es. Eine Frau muss doch schön aussehen an ihrem Geburtstag.«

Sie hatte das Datum im Kalender angestrichen. II. März. Mein Siebzigster.

Sie hatte mich für die Gäste geschminkt. Ich sah, wie sie erschrak, als sie eintraten.

Es hat ihr nie gefallen, mich schminken zu müssen, doch das musste sie schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt, als zunächst nur meine Hände gelähmt waren und wir noch zusammen in die Stadt fahren konnten.

Geburtstage jedoch machten sie noch missmutiger.

Als sie fertig war, sah ich aus wie eine Blaukehlgame. Zwischen den Augen hatte ich einen weißen Fleck, den sie mir jedes Mal verpasste, wenn sie mich schminkte, um an das Spionieren zu gemahnen, um mich an das zu erinnern, was ich nicht hätte sehen dürfen, damals, mit der Stirn an der gekalkten Fensterbank des Außenzimmers. Wimperntusche. Flammendes Rot auf meinen seibernden Mund. Sechs verschiedene Parfüms auf meiner Kopfstütze. Gestäubte Wolken aus der Puderquaste um meinen Kopf. An dem Tag wäre ich beinahe daran erstickt. Das lieferte ihr einen Vorwand, den Inhalt der Schubladen aus der Frisierkommode in schwarze Plastiktüten zu leeren. Angeblich auf Anraten von Leroux, dabei war sie ihm immer einen Schritt voraus.

Meine Nase dürfe durch nichts gereizt werden, hatte er angeblich zu ihr gesagt.

Sie habe bereits an alles gedacht, hatte sie erwidert. Weder Hunde noch Pflanzen noch staubige Schuhe oder andere schmutzige Dinge kämen ihr ins Zimmer. »Und von jetzt an auch kein Puder, kein Parfüm und kein Deodorant mehr, was sie zum Niesen oder Husten bringen könnte.«

Sie hatte sich bremsen müssen. Es war einer jener Tage gewesen.

Soll sie doch schön glänzen und nach Parfüm stinken, hatte ihr Blick gesagt. Bald gibt es nur noch antiallergisches Deo und Juckreiz lindernden Kalaminpuder.

»Führen Sie sorgfältig Buch«, hatte Leroux ihr geraten, und Agaat hatte ihm den Farmkalender gezeigt, auf dem sie längst alles in die freien Spalten eintrug. Mit vor der Schürze gefalteten Händen hörte sie zu, wie er ihre Liste verlas. Urin, Stuhl, Schlaf, Essen, Kopfschmerzen, Schleim, Temperatur, Atmung, Gemütszustand, Schluckvermögen, Medikamente, Übungen.

Sie beurteilt mich in so vielen Kategorien, wie ihr nur einfallen, so viel ist sicher. Schließmuskeldruck, Schmelzpunkt, Pflugeistung, Saattiefe, Rostfreiheit, Hebelhöhe, Darmwindstärke, Dränageneigung, Kippindex, reziproke Proportionalität, *Sphaeropsis malorum*, Kernfäule.

»Sie sind eine ausgezeichnete Krankenschwester, wie ich sehe, Agaat«, lobte Leroux, nachdem er den Kalender studiert hatte. »Hervorragende Dokumentation. Weiter so!«

Das ließ sie sich nicht zweimal sagen. Sie war nicht aufzuhalten. Sie schraubte meine Zimmertür ab, weil mein neues Bett sonst nicht hindurchgepasst hätte.

So ein Unsinn, hätte ich am liebsten gesagt, bring es doch über die Veranda durch die Schwingtüren herein, aber ich konnte schon nicht mehr richtig sprechen.

Die fehlende Tür hat jedoch auch ihr Gutes, denn ich kann jetzt alles hören, was im Haus vor sich geht. Ich kann Agaat kommen hören. Ich erkenne sie am Gang und kann mich auf sie einstellen.

Meine Zimmertür war die letzte, die sie abgeschraubt hat. Die anderen Türen im Haus waren bereits eine nach der anderen verschwunden.

»Damit du die Türkäufe nicht zu drehen brauchst, Ounooi, und mit deinem Stock, deinem Rollator und deinem Rollstuhl überall leicht rein- und wieder rauskommst«, hatte sie erklärt.

Aber das war nur die halbe Wahrheit gewesen. Die andere Hälfte betraf sie und ihr persönliches Problem. Agaat verabscheute geschlossene Türen. Und sie verabscheute Unordnung.

Sie trug eine Melamintischplatte in mein Zimmer und bockte sie an der Wand auf. Darauf liegt nun fein säuberlich aufgereiht

und gestapelt alles, was wir benötigten. Pakete mit Wattetupfern, Kopfstützen für jede Gelegenheit, schnell trocknende Laken, Matratzenschoner, saubere Krankenhausnachthemden, Bettpfannen. Unter dem Tisch stehen drei Emaileimer mit Deckeln. Wir haben einen fleckenfreien dreistöckigen Krankenhauswagen mit Waschbecken, sauberen Waschlappen und Handtüchern, Desinfektionsmitteln und medizinischer Seife. Außerdem einen kleineren Wagen aus Hartplastik mit herausnehmbaren Körben, in dem meine Medikamente in Fläschchen und Schachteln aufbewahrt werden. Frisches Wasser in einer Karaffe. Schwämmchen, Wattebäusche, Ohrenstäbchen, Salbe für meine austrocknenden Lippen, Papiertücher für Missgeschicke, Papiertücher für den Speichel und für die Tränen. In dem Wagen gerät das alles leicht durcheinander, aber Agaat sortiert es jeden Tag aufs Neue und sorgt dafür, dass alle Fläschchen und Röhrchen fest verschlossen sind.

Dann gibt es noch die Brücke: ein Metalltablett an einem Rollständer, das über mein Bett geschoben werden kann und auf dem meine Schüsseln und die Schnabelbecher mit Tee stehen. Und den Buchständer.

Über meinem Bett hängt eine Leselampe mit Hundert-Watt-Birne, verstellbarem Schirm und lang ausziehbarem Arm.

»So muss es sein«, sagt Agaat, »man dippt kein Schaf im Dunkeln.«

Nachts schaltet sie das Licht normalerweise nicht ein, nur wenn es sein muss.

Neben meinem Bett steht ein Holzhocker; auf dem sitzt sie, wenn sie mich füttert. Vor dem Fenster steht ihr Stuhl; auf dem sitzt sie, wenn sie mir vorliest oder stickt. Sie habe ihn aus ihrem Außenzimmer hierhergebracht, weil sie sich dort ohnehin nicht mehr aufhalte, sagt sie, sie wasche sich dort nur mehr und ziehe sich um, es sei nur noch ihre Umkleide.

Sie schläft im Flur. Das muss sie nicht, das weiß sie. Das Haus hat viele Zimmer.

All die Zimmer meines Hauses, der Weg, der mich hierher-

geführt hat, die Geschichte, die mich in dieses letzte Zimmer gebracht hat, den Raum, der mir geblieben ist. Er schrumpft. Ich bin in meinem Körper eingesperrt. Meine Glieder sind nichts weiter als unscharfe Konturen unter einer Decke. Angefangen bei den Füßen. Flach liegen sie da. Über meinen Schienbeinen sinkt die Decke ein. Meine Knie sind zwei Beulen, meine Oberschenkel abgemagert, zwischen meinen Hüftknochen hat sich eine Kuhle gebildet. Etwas anderes kann ich nicht mehr erkennen. Mein Hals ist in dem Winkel gekrümmt, den Agaat für richtig hält. Mit den Kissen hat sie förmlich einen Bunker um mich herum gebaut. Im Spiegel kann ich etwas sehen, einen Schatten meiner selbst, meine abfallenden Schultern, meine Gesichtszüge wie verwischt, als wäre ein Künstler mit dem Ärmel über eine Vorskizze gefahren oder hätte den nassen Ton mit der Handfläche platt gedrückt. Weil der Anfang falsch war, weil der erste Versuch missglückt ist. Weil die zugrunde liegenden Strukturen nicht deutlich genug hervorgetreten sind.

Ich widersetze mich. Gib mir eine Chance! Lass es mich selbst versuchen, ein Selbstbildnis, eine Autobiografie, das Leben der Milla de Wet, ihre Herkunft, ihre Heimat, ihr Leben auf Grootmoedersdrift, ihrem ererbten Hof. Ein aufrichtiges Porträt.

Vom Spiegel her über meine Füße, an meinem gelähmten Körper entlang und bis in meinen Kopf. Zwischen den Schläfen, über meiner Nase, hinter dem Stirnknochen, genau da.

In der weichen Masse spüre ich erst ein Saatkorn, dann einen Keimling. Ich konzentriere mich, bis ich mir feine Fäden vorstellen kann, die sich durch das knochenmarkartige Gewebe ziehen. Ich rolle sie zwischen meinen Fingerspitzen, bis sie sich in meiner Vorstellung verbinden. Dann fange ich an – vorsichtig, um ihren vagen Ansatz nicht zu zerstören –, sie zu bündeln, bis sie dick genug sind, um sie zu verflechten, erst drei, dann neun, dann siebenundzwanzig und so weiter. Dreihundertdreiundsechzig. Bis ich bereit bin, den ganzen Zopf sicher in die Höhlung des Hirnstamms einzufädeln und dann in die Öffnung des ersten Wirbels. Ich gedulde mich, halte alles fest beisammen, bis ich es hindurch-

ziehe und auf der anderen Seite auffächere wie eine Garbe. Feiner und feiner stelle ich mir die Verästelungen vor, eine Maßarbeit gleich unter der Oberfläche, bis ich mir sicher bin, dass ich alle Enden mit dem Willen beeinflussen kann.

Ich will schreiben.

Dem Strang, der durch meinen rechten Arm verläuft, widme ich besondere Aufmerksamkeit. Ich stelle mir vor, dass er dunkelbraun ist. Ich mache ein dickes, festes Bündel daraus, schimmernd wie Bambus im Wind mit einem zierlichen Quast am Ende, lange, empfindliche Fasern mit feinen Verzweigungen in jeden der ersten drei Finger meiner rechten Hand.

Ich warte auf den richtigen Moment. Ich habe nichts zu verlieren. Atme ein, sende den Befehl, atme aus, und los!

Schreib!

Mit präzisen Impulsen steuere ich jede Windung des Stroms, von der Gehirnmasse angefangen durch das gesamte Nervengeflecht, das ich in Bahnen gelegt habe, und mit einem weiteren Energieschub zwingt ich den Auftrag hinab in meine Hand bis in die letzten Enden.

Schreib!

Ich schaffe den langen Strich des K, bevor mir der Stift aus den Fingern gleitet, über die Decke rollt und zu Boden fällt.

Meine Hand liegt in der Schiene wie ein Maulwurf in der Falle.

\*

Zum ersten Mal hast du mit Jak geschlafen, nachdem er tags zuvor bei deinen Eltern um deine Hand angehalten hatte. Am Morgen nach der Verlobung konnte er es kaum erwarten loszufahren – weg von deiner Mutter, die ihm am Vorabend eine Predigt gehalten hatte – und dich endlich in Besitz zu nehmen.

Du wusstest es, Milla Redelinghuys, du hattest ihn provoziert.

Wie hast du ihn damals erlebt? Kannst du dich noch daran erinnern?

»Vergesst die Schlüssel nicht!«, rief deine Mutter euch nach und klapperte mit dem großen Schlüsselbund der Gebäude von Grootmoedersdrift, als ihr auf Jaks roten Spider zulieft. »Fang!«, rief sie und warf sie ihm zu.

Du hast ihn die ganze Zeit genau beobachtet, ja, das hast du. Er fing die Schlüssel mit einer schwungvollen Bewegung auf. Im Auto ließ er sie theatralisch in deinen Schoß fallen und warf deinen Eltern, die auf der Treppe eures Hauses standen und euch verabschiedeten, einen übermütigen Blick zu. Schmal hoben sich ihre Silhouetten vor der Fassade und dem Himmel ab, aber du wolltest es gar nicht sehen. Du blicktest auf die Schlüssel hinab, die zwischen deinen Oberschenkeln in deinem Kleid lagen. Du klimperst mit ihnen und befühltest die alten, abgenutzten Enden. Die Schlüssel für die Haustür, die Küche, den Speicher, den Keller, die Außenzimmer. Du stelltest dir vor, wie du sämtliche Türen aufschließen würdest.

»Danke für alles!«, rief Jak und winkte. »Alte Spinatwachtel«, fügte er flüsternd hinzu.

»Jak, das ist meine Mutter, etwas mehr Respekt, bitte!«, ermahntest du ihn, fielst aber in sein Lachen ein, denn am Abend zuvor hatte sie sich von ihrer schlimmsten Seite gezeigt. Es hatte angefangen, als Jak dir beim Abendessen den teuren Verlobungsring angesteckt hatte mit den Worten: »*Diamonds are forever.*« Du konntest deiner Mutter ansehen, was sie dachte. So viel Geld für einen Ring auszugeben! Der ist viel zu protzig! Es war ein großer Diamant mit Goldfassung. Du konntest ihre Gedanken lesen: Das Geld hättest du besser für etwas Vernünftiges ausgeben sollen, zum Beispiel für die Farm, die jetzt dir gehört, weil du heiraten wirst. Aber sie sagte nichts. Weil du, die in ihren Augen nie Gefallen gefunden hatte, endlich vollständig sein würdest. Die Frau eines Mannes. Und, wenn alles seinen normalen Verlauf nähme, die Mutter eines Kindes.

Außerdem war Geld nicht alles. Worauf es hauptsächlich ankam, war harte Arbeit, Schufterei und Durchhaltevermögen. Auf Grootmoedersdrift gab es viel zu tun, bevor eine Bilderbuchfarm

daraus würde. Das hattest du Jak nie verheimlicht, und du rechnetest von Anfang an damit, dass er den Schwanz einziehen würde. Er war kein Bauernsohn. Seine Hände waren weich. Er war das einzige Kind des Arztes in Caledon, der auf der feinen Bishops-Privatschule zum Gentleman erzogen worden war. Er würde alles von der Pike auf erlernen müssen, von dir und deiner Familie, denn seine eigenen Eltern waren schon lange tot.

Ma hatte skeptisch reagiert, als du ihr zum ersten Mal von ihm erzähltest. Davon, wie er dich in Kapstadt zu Konzerten und Theaterstücken begleitete. »Der flirtet doch nur«, sagte sie, »den Mann will ich sehen, der lieber ins Konzert und ins Theater geht statt zum Rugby.« Und was ist mit Pa?, lag es dir auf der Zunge, doch dein Vater gebot dir mit dem Zeigefinger an den Lippen zu schweigen. Deine Mutter hatte recht. Im Theater langweilte Jak sich schon nach dem zweiten Akt.

Und deine Mutter war unerbittlich. Sie trug dir auf, dafür zu sorgen, dass Jak nach seinem Jura-Abschluss in Stellenbosch auch noch ein Landwirtschaftsdiplom in Elsenburg erwarb, um ihn auf die Farmarbeit vorzubereiten. »Entweder das, oder er setzt keinen Fuß auf meinen Grund und Boden«, erklärte sie.

Du wusstest, dass du in deinem eigenen Interesse geschickt zwischen Jak und deiner Mutter vermitteln musstest, damit keiner das Gefühl hatte, den Kürzeren zu ziehen.

Hast du damals darüber nachgedacht, was du dabei verlieren konntest? Damals war alles anders. Damals warst du eine Siegerin. Liebtest du ihn? Genug für den Anfang, dachtest du. Jak blühte durch deine Bewunderung auf, und du warst verliebt in seinen schönen Mund und seine jungenhafte Art. Er würde sich mit dir gemeinsam weiterentwickeln. Glaubtest du. An seiner Leidenschaft zweifeltest du nicht; von Anfang an hattest du ihn dir vom Leib halten müssen.

»Ich will deine Papiere sehen, junger Mann«, sagte deine Mutter am Abend der Verlobung, »und ich möchte dir ein paar Fragen stellen. Herausfinden, ob du in dieser Privatschule wirklich etwas gelernt hast.«

Jak ärgerte sich darüber, obwohl du ihn vorgewarnt hattest. Nur eine Person führte das Wort in dem Haus, in dem du aufgewachsen warst, und das war deine Mutter.

Dein Vater stand auf und sah zum Fenster hinaus. Du schlüpfst aus deinen Schuhen und riebst deine Füße an Jaks Beinen unter dem Tisch. Nach einer Weile nahm er heimlich deine Hand. Während der gesamten Predigt über das richtige Wirtschaften mit Schafen, Getreide und Rindern hieltst du dein Bein fest gegen seines gedrückt und den Blick auf den Tisch gerichtet, auf die dunkle Maserung des Holzes. Du konntest deiner Mutter während ihrer Reden nie in die Augen sehen. Es war, als redete sie über mehr als nur die Anforderungen der gemischten Landwirtschaft.

Du protestierst und lachst, um die Atmosphäre aufzulockern. »Du willst Jak doch nur ins Bockshorn jagen, Ma!«

»Er kann für sich selbst sprechen«, erwiderte sie. »Du hast doch selbst gesagt, wie gut er mit Worten umgehen kann. Aber ich freue mich zu sehen, dass er auch zuhören kann.« Ihre Miene besagte: Das rate ich ihm auch, denn was willst du sonst von ihm?

Ja, was wolltest du von Jak? War deine Mutter denn blind? Er war reich, er war gebildet, er war attraktiv, schlagfertig, wortgewandt und allseits beliebt. Er war alles, wovon du glaubtest, du wärest es nicht.

Doch auch wenn du dich manchmal unsicher fühltest und auch wenn du wusstest, dass du nicht die Schönste warst, wusstest du doch sehr genau, dass du klug warst. Du hattest einen Bachelor in Sprachen und dazu noch Musik und Schauspiel bis fast auf Lizenziatniveau studiert. Du warst belesen, wissbegierig und künstlerisch begabt. Außerdem hattest du praktische Erfahrung in der Landwirtschaft. Ihr würdet ein Gewinn für Overberg sein, nicht nur als Farmer, sondern auch für das kulturelle Leben in der Gegend. Und du wusstest, dass auch er glaubte, mit dir einen guten Fang gemacht zu haben. Er hatte gesagt, du würdest gut zu ihm passen, klein, aber oho und mit einer hübschen Stimme obendrein.

Dein Vater verfolgte all das mit wehmütigem Blick. »Das Wichtigste ist, dass du glücklich wirst und gesund bleibst, mein Kind«, erklärte er, »alles andere ist nebensächlich. Und vernachlässige deine Musik nicht! Wenn ihr erst dort drüben hinter dem Berg eingezogen und zur Ruhe gekommen seid, müsst ihr uns jeden Freitagabend besuchen kommen, dann hören wir zusammen Musik. Denk daran, meine ganze Sammlung wird eines Tages dir gehören.«

Jak hörte deinem Vater mit respektvoller Zurückhaltung zu, doch die beiden fanden keinen rechten Zugang zueinander, das war dir klar. Wie sehr du deinen Vater auch liebtest, an diesem Wochenende ging er dir mit seiner Sentimentalität und seiner Distanziertheit auf die Nerven. Du warst in Aufbruchstimmung, hattest andere Vorstellungen.

»Du hast doch keine Angst davor, mein Bauersmann zu werden, oder, Jak?«, fragtest du, als ihr an jenem Morgen die Hauptstraße von Barrydale entlang in Richtung des Passes fuhr.

Zum ersten Mal würdest du ihm die Farm jenseits des Berges zeigen. Du wusstest, dass du hoch pokern musstest.

»Dein *Bauersmann*«, schnaubte Jak, blickte aber hinunter auf die Schlüssel zwischen deinen Beinen, und du wusstest, dass er in der Falle saß, mit Haut und Haar.

»Dann eben mein Gutsherr«, sagtest du, legtest deine Hand weit oben auf seinen Oberschenkel und küsstest ihn aufs Ohr.

»Gerissenes Weib!«, scherzte er. »Rück näher! Ich habe meine eigenen Pläne mit dir.«

»Welche Pläne denn?«, necktest du ihn und streicheltest seinen Oberschenkel.

So, Milla Redelinghuys, begann deine Geschichte. Die Situation bescherte dir eine gewisse Erregung. Jetzt habe ich zwei Fische an der Angel, dachtest du. Eine Farm und einen Mann. Und doch war dir nicht ganz wohl dabei. Die Sache hatte auch einen Haken.

»Dann erzähl mir doch noch mal, was wir alles auf unserer Farm haben werden, du und ich?«, fragte Jak.

Du überlegtest sehr genau, was du ihm antworten solltest, und füttertest ihn mit ein paar Fakten, die nicht allzu abschreckend klangen. Dabei streicheltest du im Rhythmus deiner Worte weiterhin leicht seinen Oberschenkel.

Deine Mutter hielt auf Grootmoedersdrift zweihundert Merinoschafe und ein paar Jerseykühe. Um die Farm kümmerte sich ein Verwalter, OuKarel Okkenel von den Okkenels aus Suurbraak, gemeinsam mit seinem halbwüchsigen Sohn Dawid, der ebenfalls auf dem Hof lebte. OuKarel war ein gewissenhafter Mann, ein Witwer und ferner Nachfahre der schottischen Werkzeugmacher, die 1817 unter Benjamin Moodie ans Kap gekommen waren. OuKarel säte jedes Jahr als Pachtanteil für deine Mutter einige Morgen Getreide aus. Deine Mutter bedauerte es sehr, dass der Hof ihr allmählich entglitt. Nachdem dein Vater seinen Hof geerbt hatte und sie begonnen hatten, Goedbegin zu bewirtschaften, sahen sie auf Grootmoedersdrift nur noch wöchentlich nach dem Rechten, und jedes Jahr zur Schafschur, zur Lämmer- und Erntezeit fuhren deine Eltern über den Berg und blieben ein paar Wochen in dem alten Farmhaus, um die Arbeit zu beaufsichtigen und selbst mit anzupacken. Oft fuhr auch nur dein Vater und du. Das waren eure besten Zeiten. Er brachte dir Opernarien bei und nahm dich mit auf Feldexpeditionen. Dein Vater mit seinen langen Schritten und seinem perfekten Gehör – unfassbar, dass aus ihm ein windschiefer alter Mann mit schlurfendem Schritt geworden war.

»Meine Eltern werden alt«, sagtest du zu Jak, »sie schaffen es nicht mehr, andauernd über den Berg zu fahren und zwei Farmen zu bewirtschaften. Wir heiraten genau zur rechten Zeit. Wir übernehmen den Hof von den Okkenels und bauen selbst Getreide an. In dieser Gegend ist jetzt nach dem Krieg feines weißes Mehl Mangelware. Wir müssen die Schaf- und Rinderherden vergrößern. Die Weiden am Fluss sind ideal für Milchvieh. Wir müssen aus Grootmoedersdrift herausholen, was drinsteckt, dann wird daraus ein Modellbetrieb für gemischte Landwirtschaft. Wir müssen uns seiner würdig erweisen.«

Du schobst deine Hand weiter hinauf und massierst die Innenseite von Jaks Oberschenkel.

»Du machst mich ganz verrückt!«, sagte er, rutschte auf seinem Sitz herum und beschleunigte.

»Nicht verrückt werden, Schatz, achte auf die Straße!«, erwidertest du.

Jak versuchte, sich zu beherrschen, schüttelte den Kopf und rief sich das Gespräch vom Vorabend ins Gedächtnis.

»Luchslederriemen! Wie ist sie gestern Abend bloß darauf gekommen?«, fragte er. »Ich hoffe, du schlägst nicht zu sehr nach deiner Mutter. Ihr könnt einen Mann fertigmachen!«

Du lachtest, kniffst ihn in die weiche Innenseite seines Oberschenkels und necktest zurück: »Und nach wem schlägst du?« Dann holtest du tief Luft, überwandst deine Scham und fügtest mit einem Blick zwischen seine Beine hinzu: »Du bist doch schon fast fertig, noch ehe ich richtig mit dir angefangen habe.«

Du wusstest genau, was du damit anrichten würdest. Er war ein Mann, der auf Schlüpfrigkeiten stand. Er hatte schon ein paar mal Sachen zu dir gesagt, die dich vor Scham hatten erröten lassen; du hingegen warst beim Schmusen niemals weiter gegangen. Du warst Jungfrau und hattest deinen Preis.

»Meine Güte, Milla!«, keuchte Jak. »Los, mach weiter!«

»Wie bedauerlich. Ich hab eine Sperre vor dem Mund«, erwidertest du kokett.

»Wart's nur ab«, entgegnete er, »bald kriegst du eine Sperre *in* deinen frechen Mund!«

Du wusstest nicht recht, was er meinte, stimmtest aber in sein Lachen ein.

Was Jak über deine Mutter gesagt hatte, stimmte. Sie hatte deinen Vater fertiggemacht. Er war mit den Jahren immer stiller geworden. Wahrscheinlich war er am Abend der Verlobung schon krank gewesen, so in sich gekehrt, wie er gewirkt hatte, während deine Mutter die Karten und Papiere von Grootmoedersdrift auf dem Esszimmertisch ausgebreitet hatte. Der Hof war ihr Erbe; seit Generationen hatte ihre Familie mütterlicherseits, die Steyns

und Spies', ihn bewirtschaftet. Sie erzählte immer wieder, wie ihre Vorfahren die Wildfeigenallee gepflanzt und die Fundamente des Farmhauses mit Luchslederriemen ausgespannt hatten.

»Sein Geburtsrecht muss man ehren«, hatte deine Mutter Jak vor Augen gehalten. »Was deine Vorfahren mit Blut und Schweiß aufgebaut haben, muss man genauso weiterhegen und -pflegen wie sie.«

»Natürlich«, hattest du gesagt und deinem Vater zugezwinkert. Ihr wusstet beide genau, welcher Satz nun folgen würde.

»Die Leute damals mussten Wälder roden und Mauern aus Bruchsteinen hochziehen. Da war keine Zeit für Unsinn und Sentimentalitäten«, sagtet ihr alle drei gleichzeitig.

Das war der Lieblingsspruch deiner Mutter.

Jak war sichtlich verwirrt.

»Kamilla liegt das im Blut, musst du wissen, Jak«, predigte deine Mutter unbeirrt weiter. »Ihre Urgroßmutter hat damals in der Zeit noch vor Hendrik Swellengrebel nach dem Tod ihres Mannes dreißig Jahre lang den Hof allein bewirtschaftet. Sie war eine Frau, die anpacken konnte und mit ihrer Hände Arbeit alles zu einem guten Ende brachte.«

Sie blickte durch Jak hindurch. »Wenn du da nicht mithalten kannst, junger Mann, dann gehst du am besten gleich wieder, denn dann taugt du nichts und fällst anderen nur zur Last.«

Du schämtest dich. Du legtest deine Hand auf Jaks und beugtest dich über ihn, sodass deine Brüste auf seinen Schultern ruhten, während du so tatest, als studierst du die Karte, dabei kanntest du sie in- und auswendig. Von klein auf hatte deine Mutter sie regelmäßig für dich aus der langen Papprolle gezogen, um dir die Farm zu zeigen, die eines Tages dir gehören würde.

Jak hatte sich das alles geduldig und mit ausdrucksloser Miene angehört. Jetzt, unterwegs über den Pass, spottete er ganz offen.

»Es war einmal vor langer Zeit, als die Welt noch jung war, in der Zeit des Herrn Swellengrebel, da lebte die Urgroßmutter Spies, eine Bäuerin, die nicht ihresgleichen hatte ...«

Er schaltete angesichts der Steigung einen Gang herunter.